

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 43 (1939-1940)

Heft: 7

Artikel: Im Lärchenhubel : Roman [Fortsetzung]

Autor: Eschmann, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häussichen Herd.



XLIII. Jahrgang

Zürich, 1. Januar 1940

Heft 7

Gruß an das Jahr.

Sie reden und raten vom neuen Jahre;
Das sitzt schon im Stübchen und ordnet die Haare,
Sie sind ein bisschen wirr geworden
Vom harten Kampf mit den Nebelhorden.
„Das nehm ich für ein bedenklich Zeichen,”
Spricht einer und lässt sich ein Schöpplein reichen,
„Ein Glockenleib ist vor Kälte zersprungen,
Derweilen er den Gruß mitgesungen!
Und wenn wir die klugen Stimmen fragen,
Sie wissen uns wenig Gutes zu sagen.
Wer in den Sternen zu lesen sich müht,
Bleibt ohn’ Erkenntnis, ihr Schimmer ist müd...“
Da hebt ein zartes Singen an,
Drei Englein treten auf den Plan:
„Seid frohgemut, ihr Maitlein und Buben.

Ein neues Jahr ist in der Stuben!
Ihr Alten, lüsstet eure Seelen,
Wenn wir vom neuen Jahr erzählen!
Wir dürfen es singen, wir dürfen es künden:
Sein Winter wird in den Frühling münden!
Der wird so viel an Wonnen bringen,
Dass die einfältigen Vögel singen.
Tausend Liebende werden erfahren,
Soviel Liebe war nicht in tausend Jahren!
Sonnenzauber und Erdenschwere
Werden reisen im Gold der Ähre,
Mütter werden für Kindlein beten,
Müde werden zum Herrgott treten.“
Komm! Mach sie wahr, die freundliche Mär,
Liebes Jahr, wir freuen uns sehr!

Alfred Huggenberger.

Im Lärchenhubel.

Roman von Ernst Eschmann.

(Fortsetzung.)

Hannes kämpfte sich just vom Stall her durch den Sturm nach dem Hause. „Wie geht’s?” fragte er Gritli.

„Froh wär’ ich, wenn wir schon Morgen hätten.“

„Goll ich noch einmal zum Doktor laufen?“

So opferfreudig war er, der Knecht. Es war ihm alles nicht zuviel.

„Es würde kaum etwas nützen, wenn wir den Arzt noch einmal herauftrennen, und dann bei diesem Wetter!“ meinte der Vater.

Die Nacht ging leidlich vorbei.

Am Morgen war ein Wunder geschehen. Der Nebel war fort. Es hatte zu schneien aufgehört. Der Himmel war klar. Seit Wochen zum erstenmal zog die Sonne wieder herauf. Die Matten lagen im Prunk des herrlichsten Wintermantels. Es glitzerte von lauter Kristallen. Der Wald war ein Märchen. Die Äste und Wipfel der Bäume trugen mächtige Wülste und Kappen. Und totenstill war es ringsum. Man hörte keinen Laut, keinen Tritt und keinen Schritt. Wo ein Fuß

ging, sank er tief ein in Flau. Der Schnee dämpfte alle Geräusche.

Und alle Farben hatte er ausgelöscht, das Grün der Matten, das Rot der Dächer, das Braun der Felder. Weiß prangte die Welt, so weit das Auge reichte. Weiß die Straßen, weiß der Garten, weiß die Kapuzen auf den Zaunpfählen, weiß das Tal, alle Dörfer, weiß die Hänge und Berge ringsum, weiß der Goldwang. Darüber wölbte sich der blaue Himmel. Es war ein Bild, das jeden Winter kam, und immer hatte man seine Freude daran. Ja, jedesmal schien es noch schöner geworden zu sein.

Aber nicht nur der Durchbruch der Sonne bereitete den Leuten auf dem „Lärchenhubel“ eine willkommene Überraschung. Es schien, daß auch die Krankheit des Großvaters sich zum Guten gewendet hatte. Er nahm wieder Anteil an der Umgebung. Er rührte nicht nur mit der Gabel im Teller herum, wenn ihm Gritli zu essen brachte. Er nahm ein paar Bissen, freilich nicht mehr, aber es war doch wieder etwas. Am Abend stiegen die Fieber nicht mehr so hoch.

„Ich glaube, wir bringen den Großvater durch,“ triumphierte Gritli, als es am Abend von der Krankenstube herunter kam, und der Vater sagte: „Ein Fünfundsiebziger, der mitten im Winter eine Lungenentzündung aushält, ist ein Glückssfall, der sich nicht alle Tage ereignet.“

Als der Doktor kam, stellte auch er fest, daß der Kranke überm Berg war. „Freilich, es ist noch nicht alles gerettet,“ meinte er. „Nichts darf versäumt werden, und der kleinste Rücksfall könnte neue Gefahren bringen. Die Schwäche ist noch da. So lassen wir den Patienten einstweilen liegen und hoffen, daß die Fortschritte anhalten.“

Sie hielten an. Von Tag zu Tag machte der Großvater ein Schrittlein aufwärts. Das ging bis auf einen Punkt. Darüber hinaus kam er nicht. Eine empfindliche Hinfälligkeit blieb zurück. Auch als der Kranke wieder aufstehen und in die Stube hinuntergehen durfte, war er zitterig in den Beinen. Er hielt sich an allen Wänden und stützte sich auf jeden Stuhl. „Zehn Jahr bin ich älter geworden. Ich hole sie nicht mehr ein,“ klagte er eines Tages und setzte sich aufs Ofenhänklein. Hier schaute er den Leuten zu, was sie trieben, horchte, was sie redeten, unversehens schlummerte er ein und schlug die Augen wieder auf, wenn die Stubentüre ging. Es war nur noch ein halbes Leben. Der Baum, der so manchen Sturm mitgemacht, hielt nicht mehr fest in

den Wurzeln. Er selber wußte es am besten und gab sich keinen unmöglichen Hoffnungen hin.

Der schöne Winter dauerte gute Weile. Von Zeit zu Zeit kam noch ein Häuflein Schnee dazu. In Kirchmatten unten berichtete man von den herrlichen Feldern, die sich vom „Ebnet“ an nach den Hängen des „Goldwang“ zogen. Ein paar Skifahrer kamen heraus und übten fleißig hinter und über dem „Lärchenhubel“, flitzten an der Scheune vorbei, schlugen Purzelbäume, daß es hoch aufstieß. Der Großvater schaute ihnen von seinem sichern und warmen Winkel aus zu und belustigte sich an den drolligen Bewegungen, mit denen sich die Gefallenen aus ihrer unbequemen Lage befreiten. Beine und Ski waren kreuzweise durcheinander geraten, und es war mühsam und kostete Zeit, bis in diese Verwirrung aller Glieder wieder Ordnung gekommen war.

Gelegentlich kam es vor, daß der eine und andere Sportler sich im „Lärchenhubel“ meldete und höflich fragte, ob er eine Tasse Tee bekommen könnte. Gritli besann sich nie und lief in die Küche. Und wenn einmal ein Wirbelsturm und übles Schneetreiben die Skifahrer überraschte, suchten sie Schutz im abgelegenen Hofe und wurden stets freundlich aufgenommen. Solche Abwechslungen waren dem Großvati willkommen. Er ließ sich erzählen von Fahrten, die gewiegte Könner mitten im Winter in die höchsten Berge hinauf unternommen hatten. „In meiner Jugend hat man von so etwas nichts gewußt. Ich erinnere mich freilich, als Bub einmal von Nordländern, wahrscheinlich von Norwegern, gelesen zu haben, daß sie sich so lange Bretter an die Schuhe schnallen und ausziehen, zu ihren um Tagereisen entfernten Nachbarn, ja über die Gletscher. Niemand aber ahnte, daß dieser Brauch auch zu uns komme. Aber die Welt und die Menschen stehen nie still. Die engere Heimat wird ihnen zu klein. Jetzt bauen sie eine Paßstraße bis hinunter nach Moosbrücken.“

Erst spät wurde in diesem Jahre die Decke des Schnees zerrissen. Als aber die Sonne immer wärmer machte und um die Mittagszeit fast mit sommerlicher Hitze auf die Matten herniederbrannte, fing es an von den Dächern zu tropfen. Es rann durch alle Rännel, und plauderlustige Bächlein entslüpften den Rohren und kugelten talab. Oft noch eine Weile unter dem Schnee. Recht geheimnisvoll war es, wie es im Grunde murmelte. Frühlingsgeister waren am Werk und ruhten nicht, bis sie in den weißen Mantel des Winters ein Loch gerissen. Da und

dort guckte ein Flecklein Matte hervor, und die lieblichen Krokus waren die ersten, die die Köpflein streckten und der Sonne entgegenjubelten: der Frühling ist da und unsere Zeit gekommen!

Von allen, die im „Lärchenhubel“ den Einzug der jungen Jahreszeit mit Begeisterung verfolgten, freute sich am wenigsten der Großvater. Statt Freude beunruhigte ihn eine geheime Angst, denn er wußte, wie oft der Frühling mit allem aufräumte, was schwach und gebrechlich war. Den warmen Lüften traute er nicht, und wenn ihn Gritli aufs Bänklein vors Haus oder gar nach der Lärche hinüberführen wollte, wehrte er ab: „Laß mich hinter dem Ofen! Hier fühle ich mich einstweilen noch am sichersten.“

Es war ohnedies ungemütlich, ins Freie zu treten. An Ecken und Enden hatten sich Seelen gebildet, und es brauchte turnerisches Geschick, trockenen Fußes ein paar Schritte zu machen.

Bis alle Hänge vom Schnee gesäubert waren, wurde es April. Dann rückten die Ingenieure wieder an und setzten ihre Vermessungen fort. Es kam, wie sie es vorausgesehen: Sie mußten die Wang-Hütte beziehen. Im „Lärchenhubel“ blieb es ruhig. Nur Hannes pfiff etwas lauter und schien trefflich aufgelegt zu sein. Er arbeitete für zwei. Sein Meister hatte schon ein paarmal zur Mutter gesagt: „So einen Knecht haben wir all die Zeit über nie gehabt, seit ich unser Heimen auf eigene Rechnung betreibe. Wenn wir den Hannes nur noch recht lange behalten können!“

Der Dres zahlte ihm einen guten Lohn und ließ ihm bei jeder Gelegenheit einen Extrabaaten zukommen.

Nicht mit der gleichen Zufriedenheit verrichtete Gritli seine Arbeit. Es vermisste die Ingenieure. Was war es doch letztes Jahr für ein Lebtag gewesen, als Mario und Surrli im „Lärchenhubel“ ihr Quartier aufgeschlagen hatten!

Als sie die Wang-Hütte aufsuchten, machten sie ihren alten Gastgebern im Vorbeigehen einen Besuch. Gritli hatte schon lange auf den Tag gewartet, auch der Großvater.

Schade, sie hatten nur wenig Zeit. Die Stunde flog dahin. Der Großvater war immer mit neuen Fragen gekommen. Aber wenn sie noch rechtzeitig und vor Nacht mit ihren kostbaren Lasten, ihren Instrumenten und Geräten aller Art, mit ihrem Troß von Leuten, ans Ziel gelangen wollten, galt es, sich zu beschleunigen und die Maul-

tiertreiber wieder einzuholen, die ohne Pause den Weg fortgesetzt hatten.

„Wir werden wohl ein und ein andermal herunterkommen, wenn es uns oben zu langweilig wird,“ stellte Mario Gritli in Aussicht, und Surrli meinte: „Wie wär's, Fräulein Gritli, wenn Sie einmal nachschauen kämen, wie wir uns in der Hütte eingehäuselt haben?“

„Es kommt auf den Sommer an und auf eine gute Gelegenheit,“ meinte das Mädchen. Noch lange schaute es den beiden vom Stiegenbrücklein aus nach.

Hannes stand in der Matte und mähte das erste Gras. „Alde!“ winkte auch er den Ingenieuren nach, er pfiff eins dazu und dachte: Ein Glück ist's, daß auf der Goldwang-Hütte keine Viehprämierung stattfindet!

*

Mehr als je erschien in diesem Jahr der Sohn aus der Stadt. Als Direktor des Verkehrsvereins und Beauftragter der engern Baukommission, die die Pfäffstraße zu betreuen hatte, gab es viel Arbeit. In diesen Wochen des herausziehenden Frühlings lag ihm die Erledigung seines zweiten Planes ebensosehr am Herzen: die Gründung der Finanzgesellschaft zur Erstellung des Kurhauses „Um Ebnet“. Vom Großvater hatte er nicht mehr den Widerstand zu fürchten wie letztes Jahr. Er war ein gebrochener Mann. Die Schwäche hatte nicht nur den Körper erfaßt. Die Gedanken waren dünn geworden, das Gedächtnis hatte merklich gelitten, und der Leidende konnte nicht mehr mit maßgebendem Wort in die Beratungen eingreifen.

Wie immer, wenn Besuch kam, verzog er sich in seinen Ofenwinkel und verfolgte von dort aus den Lauf der Verhandlungen.

Es ging dem Sommer entgegen. Fredi rückte wieder einmal an einem Samstagabend auf dem „Lärchenhubel“ ein. Er brauchte Zeit, mit seinen Leuten zu reden, und ein Entschied mußte fallen.

Sie saßen nach Feierabend um den Tisch in der Stube.

Hannes verzog sich in die Scheune hinüber.

Der Großvater lauschte auf der Ofenbank. Er hielt sich aufrecht, so lange es ging, um zu wissen, was Fredi im Schilde führte.

„Es gehört sich, daß ihr einmal der Zukunft klar ins Auge schaut,“ begann er. Den Lärchenhubel haltet ihr nicht. Kein Bub ist da, der den Gewerb übernimmt, und du, Dres, hast mit den Beinen zu tun, die Arbeit fällt dir immer beschwerlicher.“

„Es ist schon so“, gab der Bauer zu, „und ich hab' mich schon oft gefragt, wie das noch komme.“

„So hört mir zu. Ich rechne euch vor. Der Staat zahlt euch ein gutes, ansehnliches Sümmchen für das Land, das die Straße braucht. Für die Landwirtschaft bedeutet es nicht viel. Was für ein Stück müßt ihr mähen, bis ihr nur eine Bäre Gras habt! Unten im Ebnet fällt einiges vom besseren Boden weg. Was bleibt noch übrig? Eine Kuh oder zwei müßt ihr preisgeben. Und ein Hühnerbauer wirst nicht werden wollen, Dres. Erst recht nicht, wenn man vom „Lärchenhubel“ stammt.“

Aus der Tiefe der Stube kam ein Husten.

Fredi wandte sich nach dem Großvater um. „Sag, ob's nicht so ist, wie ich's euch eben auseinander gesetzt habe.“ Dann fasste er seinen Bruder am Ärmel. Die Männer saßen alle hemdärmelig da. „Die Gesellschaft erwirbt von euch noch den Rest des Ebnetlandes und zahlt dafür entsprechend mehr als der Kanton hier oben. Es wird eine glatte Rechnung, und alles vereinfacht sich. Es war doch manchmal unbedeuquem hinunterzufahren, unten zu werken und zu hantieren, im Heuet, im Emdet und wenn die Kartoffeln im Acker geholt werden müßten. In doppeltem Geschirr ist's gegangen, dieses ewige Hinunter und Hinauf. Und was da für Zeit verloren ging! Im Sommer mußtet ihr wegen den Matten im Ebnet eine halbe Stunde früher aus den Federn, und gerade soviel später bekommt ihr Feierabend.“

Dres nickte: „Selb schon.“

„Also verkauft uns das Land, der Gesellschaft, und wenn ihr gescheit seid, beteiligt ihr euch am Bau des Hotels. Auf eine ganz andere Rendite könnt ihr zählen. Aus den mageren Wieslein wird ein fettes. Zehnmal mehr trägt es euch ein, ohne daß ihr die Sense zu schwingen braucht.“

Der Großvater erhob sich, schüttelte den Kopf und stampfte in langsamem Schrittchen nach dem Tisch. Er wollte näher dabei sein, wenn es um das Schicksal des „Lärchenhubels“ ging.

„Es fehlen uns noch rund 40 000 Franken, wenn wir nach den vorliegenden Plänen bauen wollen.“ Jetzt griff der Direktor nach seiner Mappe und breitete schöne Zeichnungen auf dem Tische aus. „So wird's!“ bemerkte er, und seine Augen leuchteten. Dann begann er die Pläne zu erläutern. „Es soll ein Haus werden, das in die Gegend paßt. Wird sich so ein ländliches Hotel nicht prächtig ausnehmen auf dem „Ebnet“?“

Es war ein Riegelbau, mit einem großen,

heimeligen Giebel. Ein Schopf war angebaut für die Wagen, und ein großer Garten dehnte sich hin mit einem Seelein, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte. An die nördliche Schmalseite des Hauses schloß sich eine Veranda mit praktischer Verglasung. Je nach Bedürfnis öffnete man die Fenster, und wenn ein Wetter kam, waren sie bald geschlossen, und doch saß man halb im Freien.

„Das wird aber hübsch,“ warf Gritli dazwischen.

Vater Dres meinte: „Wenn ihr nur nicht zu hoch hinaus wollt!“

„Jetzt müßt ihr aber noch schauen, wie's inwendig aussieht!“ Fredi entfaltete Vorlagen vom Speise- und Gesellschaftssaal mit einem heimeligen Jägerstübchen und einer Schenke zu ebener Erde für die Touristen. Wir rechnen mit zwanzig Fremdenzimmern. Für vierzig bis fünfzig Personen Unterkunft wird gesorgt. Zu oberst ist eine Wohnung eingebaut für die Wirtsleute.“

„Und wie steht's mit der Küche?“ erkundigte sich die Bäuerin.

„Die haben wir in den Boden genommen,“ zeigte Fredi. „Aufzüge gehen nach oben zum Office. Von hier tragen die Mädchen die Teller und Platten ins Restaurant und in den Speisesaal. Viel Platz ist so gewonnen.“

„Der Architekt hat alles gut eingeteilt,“ sagte Vater Dres.

„Es kostete Arbeit, bis wir soweit mit ihm waren. Jetzt dürfen wir sagen: die Sache wird gut.“

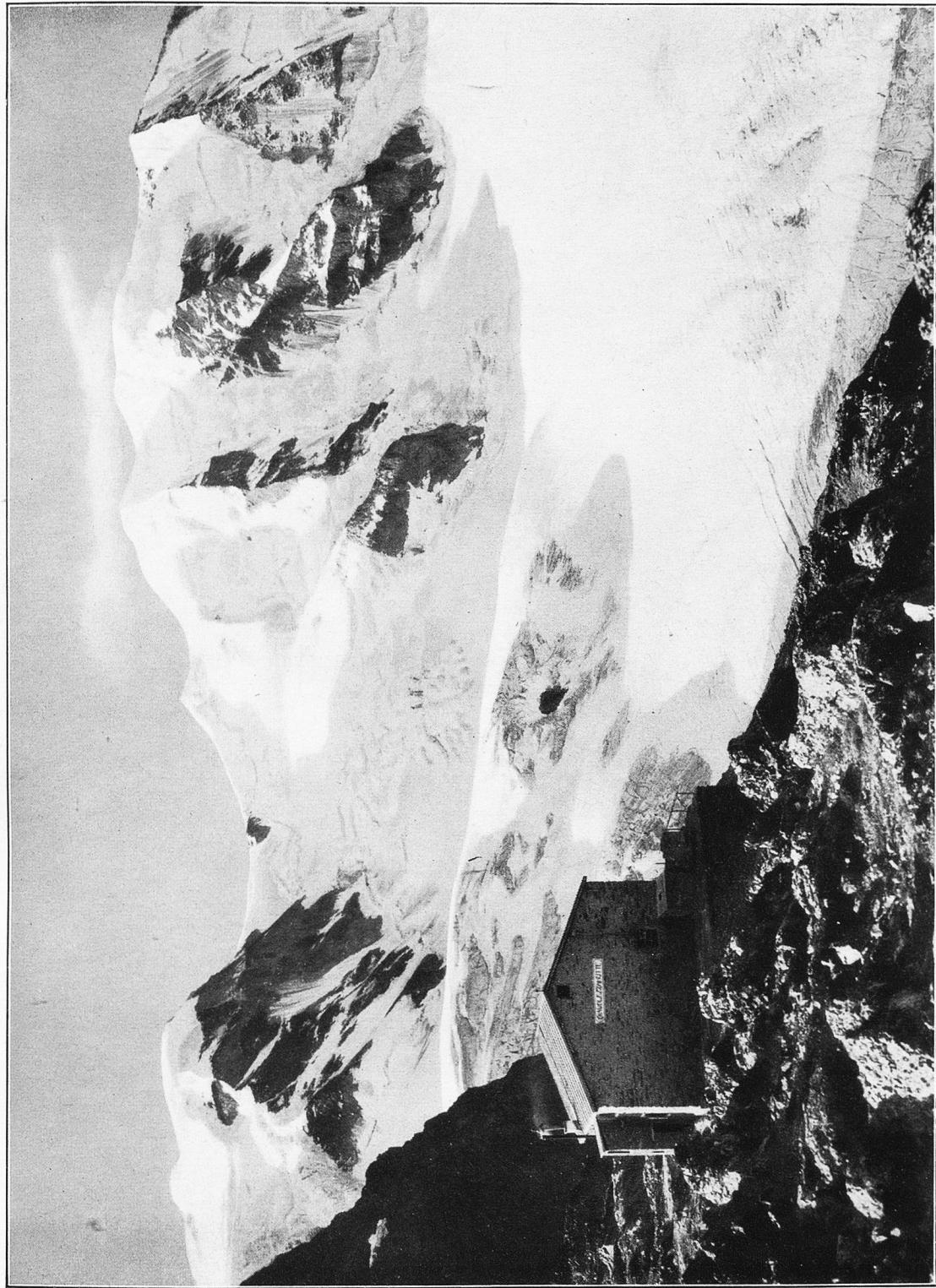
„Und dann, wer wird den Betrieb übernehmen?“ fragte die Mutter.

„Darüber ist noch nichts ausgemacht. Immerhin, wir haben eine junge Kraft in Aussicht, die im Hotelbetrieb aufgewachsen ist und sich auf allen einschlägigen Gebieten auskennt.“

„Das wäre schon gut,“ meinte der Vater.

„Wir rechnen nun so: der Bau sollte mit der Vollendung des Passes fertig werden. Gleich wird der Betrieb einzehen. Große Festlichkeiten sind geplant zur Eröffnung der neuen Route. Da wär' unser Ebnet-Hotel just willkommen. Kirchmatten besitzt kein Haus, das einem solchen Andrang gewachsen wäre. Uns Schäfli mit seinem niedrigen Saal ist nicht zu denken.“

Die Vorlegung der Pläne hatte dem Großvater zu lange gedauert. Er war müde geworden. Die Augen fielen ihm zu. „Ich muß ins Bett“, sagte er, „ihr wißt ja, was ich schon oft zu diesem Projekt gesagt habe. Behaltet euer Geld



Phot. S. Deuerlein, Schus-Sarai.

Diavolezzahütte mit Piz Palü.

und großhanset nicht mit solchen Luftschlössern!"

Fredi schickte dem Großätti einen unfreundlichen Blick nach.

„Luftschlösser bauen wir nicht," bemerkte er barsch. „Ihr seht ja, es steht alles auf gutem Grund.“

Die Angelegenheit rückte nicht vorwärts.

So fasste sie Fredi von anderer Seite an: „Wir werden also mit dem Simmeler im Tobelgut abschließen müssen. Ich habe euch schon gesagt, er hat uns ein gutes Stück Land angeboten, sich dann freilich ausbedungen, daß er Milch, Früchte und Gemüse dem Hotel liefert, und wenn er ein Schwein schlachtet, bezieht das Hotel an Fleisch, soviel es irgendwie brauchen kann. Wenn man zusammenzählt, was das das Jahr über ausmacht, springt ein Sümmchen heraus, das nicht zu verachten ist.“

„Wenn wir's aber machen, werden uns die gleichen Lieferungen ermöglicht?“ vergewisserte sich Dres.

„Natürlich!“

Der Bauer überlegte. Er wußte: was er jetzt sagte, gewann Bedeutung auf lange hinaus. Den Großvater, der sein ganzes Leben auf dem „Lärchenhubel“ verbracht hatte, der das Gut zu dem machte, was es jetzt war, begriff er. Aber auch der Plan des Bruders bot Verlockendes. Der alte Schmerz machte sich in seinem Beine bemerkbar. Sollte das ein Wink des Himmels sein, der ihm den rechten Weg zeigte?

In der Kammer oben rumorte der Großvater.

Wenn dieser nur wüßte, wie nahe er daran war, an Fredis Seite zu treten! „Mutter, es geht dich auch an, drum mußt du auch deine Meinung sagen.“

Die Bäuerin zupfte ungeschlüssig an einem Zipfel ihrer Schürze. „Was verstehen wir Frauen von solchen Sachen! Wenn ich den Großvater höre, ist mir, er habe es gut mit uns im Sinn, und wenn der Fredi anfängt, mein' ich, da könne es auch nicht fehlen. Den Ausschlag mag ich nicht geben. Denn es kann kommen wie's will, wird der unterliegende Teil auf mich deuten und sagen: die Mutter hat es auch so gewollt. Ich arbeite gerne mit, wo es etwas zu tun gibt, ihr dürft euch auch auf mich verlassen. Ist das nicht genug, was ich euch verspreche?“

„Ihr wißt, wie ich mich entschließen würde,“ fiel Gritli in eine lange Stille hinein.

Die Uhr schlug elf.

„Es ist schon lange nicht mehr so spät gewor-

den, und doch haben wir nicht gesungen und getanzt“, sagte die Mutter.

„Am Montag komme ich mit den Herren wieder zusammen. Dann fallen die Würfel... Sie sind alle neugierig, was für ein Projekt zur Ausführung kommt, das Ebnet-Hotel oder der Bau im Tobelgut.“ Fredi raffte die Pläne zusammen und legte sie sorgfältig in seine Mappe zurück.

Niemand getraute sich ein Wort zu sagen.

Tic tac!

Was war das?

Sie hörten es alle.

Tic, tac, tic, tac!

„Das ist das Totenührlein,“ flüsterte der Bauer erschrocken. „Das ist kein gutes Zeichen.“

„Das Totenührlein!“ lachte Fredi. „In so einem alten Haus nisten sich gerne Holzläfer ein. Sie sind's, die so klopfen und kräzen.“

„Man sagt, es werde bald jemand sterben, wenn es so pocht,“ bemerkte ganz leise Gritli.

Alle dachten an den Großvater, ohne seinen Namen zu nennen. Droben rührte sich nichts mehr. Er war wohl eingeschlafen.

Und noch einmal tickte es.

Der Vater schlug mit der Faust an die Wand.

Dann wurde es still.

„Ich denke, es trägt nichts ab, wenn wir den Entscheid in den Morgen hinübernehmen,“ raffte sich der Bauer auf. „Was der Simmeler unternimmt, sollten wir auf dem „Lärchenhubel“ auch wagen.“

Das maßgebende Wort war gesprochen.

Fredi reichte seinem Bruder die Hand und schüttelte sie. „Ich danke dir und freue mich, daß du den Schritt getan hast.“ Dann legte er ihm ein Schreiben vor, nach dem er sich verpflichtete, mit 40 000 Franken sich am Hotelunternehmen auf dem „Ebnet“ zu beteiligen.

Dres setzte seinen Namen darunter. „Hoffentlich kommt alles gut heraus,“ fügte er dazu.

„Wie sollte es nicht?“ ermunterte ihn Fredi. „Ich lege auch 30 000 von meinem Ersparnen hinzu. Ist das nicht Zeugnis genug dafür, daß ihr nichts zu riskieren habt?“

„Was wird der Großvater sagen?“ fragte die Mutter. Es tönte, als ob sie kein gutes Gewissen hätte.

Am Morgen beim Frühstück teilten sie ihm mit, zu was für einem Entschluß sie gestern noch gekommen waren. Er schickte sich drein und sagte nicht viel. „Ihr werdet's noch erleben, ob ihr eine Dummheit gemacht habt, ich nicht mehr.“

lautete seine Antwort. Er stoffelte in seinen leichten Hausschuhen nach dem Ofenbänklein, nahm das Blättlein aus dem Halter und tat, als ob er lesen würde. Er las nicht. Goso, die schönen Matten auf dem „Ebnet“ haben sie verschachert. Dem „Lärchenhubel“ haben sie das Beste genommen und glauben dem Glück einen Stups geben zu müssen. Jetzt hoff' ich nur noch auf eines: sie führen mich nach Kirchmatten hinunter, bevor der erste Wagen über den Paß fährt und das Hotel im Ebnet eröffnet ist!

Es war, als ob seit diesem Tage ein neuer Geist Einzug gehalten hätte auf dem „Lärchenhubel“. Man lebte in einer Spannung und sah der neuen Zeit mit Ungeduld entgegen. Gritli konnte kaum erwarten, bis der Bau des Hotels in Angriff genommen wurde. Ein heimlicher Gedanke und Wunsch regte sich unaufhörlich in ihm, selber einmal in den Wirtschaftsbetrieb eingreifen zu können. Als die beiden Ingenieure bei ihnen wohnten, spürte es, wie gut ihm diese Arbeit lag, und da ihm die Gabe angeboren war, mit den Leuten schnell ins Einvernehmen zu kommen und zu sehen, wie diese ihm ihre herzliche Zuneigung entgegenbrachten, glaubte es, manches tun zu können für das Gedeihen des Hotels.

Seitdem die große Krankheit über den Großvater hingegangen war, mußte man ihm doppelte Aufmerksamkeit schenken. Er brauchte Hilfe in der Stube, wenn er ins Freie gehen wollte. Ein Extraplättlein mußte in der Küche zubereitet werden. Er hatte seine Brille, ohne die er nun doch nicht mehr auskam, irgendwo liegen lassen. Man mußte sie suchen. Man mußte sich mit ihm abgeben. Ein seltsames Misstrauen gegen alle, die neben ihm wohnten, hatte sich in sein Wesen eingeschlichen. Er glaubte, er gelte nichts mehr, ja, man wolle ihn beiseite schieben. Er redete noch weniger als sonst. Aber wenn er etwas sagte, waren es spitzige Bemerkungen: „Ich weiß schon, ich steh' euch im Weg. Das Hotel spult allen im Kopf.“

„Aber, was sagst auch, Großätti,“ suchte ihm Gritli seine Meinung zu verscheuchen. „Das Hotel steht noch lange nicht. Und zur Straße haben sie noch keinen Spatenstich getan.“

„Aber an meinem Grab schaufeln sie herum. Ich höre sie jede Nacht.“

Gritli erschrak. Es kam wirklich arg mit dem Großätti. Stimmen hörte er, und Phantasien hatte er, wenn ihn auch kein Fieber quälte. Am

liebsten steckte er jetzt beim Hannes. Er ging zu ihm in den Stall hinüber und setzte sich aufs Bänklein, während der Bursche die Kühle melkte. „Du bist jetzt noch die treueste Seele im „Lärchenhubel“, rühmte er ihn einmal. Das mochte daher kommen, weil Hannes so im Vorbeigehen einmal ihm gegenüber geäußert hatte: „Jetzt geht's bergab mit Eurem Heim, Großvater. Sie nehmen uns das Land, Matten und Acker.“

Am meisten schmerzte den Knecht, daß Gritli zu diesem Geschäft so willig die Hand geboten hatte. Es war ihm, ein Schatten sei zwischen sie getreten. Das Mägdelein trat ihm zwar nicht weniger freundlich gegenüber, und einmal rückte es geradewegs heraus: „Es täte mir leid, wenn unser Betrieb derart zusammenschrumpfen würde, daß das Futter nicht mehr reichte für unsere Kühle. Aber ich hab' nun einmal meinem Onkel den Willen getan. Der weiß, was geht in der Welt und was zu tun ist, wenn man vorwärts kommen will.“

Hannes hätte Gritli gern widersprochen. Er bemerkte nur: „Es wird schon recht sein, wie's ist. Nur eines muß ich noch sagen: Seit jenem Abend, da Ihr das Land im Ebnet aufgegeben habt, freuen mich die Schilde über der Stalltür nicht mehr!“

Die Zeit hatte es eilig.

Die Monate huschten nur so dahin.

Der Sommer war vorüber. Noldi hatte seine Ferien wieder auf dem „Lärchenhubel“ verbracht. Die Abwechslung hatte Hannes gut getan. „Weißt Du noch, letztes Jahr auf dem Goldwang?“ hatte ihn der Bub einmal an die Tour erinnert. „Könnten wir nicht heuer auf den Mättelstock gehen?“

„Ich weiß nicht. Ich habe keine Lust,“ hatte Hannes ihm geantwortet. Auch Noldi merkte: der Hannes ist nicht mehr der gleiche. Letztes Jahr war noch etwas mit ihm anzufangen. Jetzt weicht er aus, gibt einem manchmal gar keine Antwort und studiert.

Es folgte wieder ein strenger Winter. Der Schnee lag noch höher als letztes Jahr. Mehr Skifahrer kamen herauf. Es mußte inzwischen im Tale bekannt geworden sein, daß die Hänge des Goldwang eine günstige Abfahrt boten. Man wußte auch, daß man im „Lärchenhubel“ einen guten Tee oder einen Kaffee bekam.

Gritli hatte zu rennen. Von der Stube in die Küche, von der Küche in die Stube. Und zwischen hinein einmal hinauf zum Großvater. Er war bettlägerig geworden, klagte über Schwindel

und vertrug es nicht, daß sein Heim der reinste Taubenschlag geworden war. Einmal stichelte er: „Ihr braucht kein Hotel zu bauen. Der „Lärchenhubel“ ist schon eins.“

Das Mägdelein fühlte sich in seinem Element. Eines Tages machte ein Skifahrer zu seinem Begleiter die Bemerkung: „Sapperlot, das gäb eine Wirtin!“ Gritli schnappte sie auf, tat nicht dergleichen, aber lachte in sich hinein.

Als der Winter zu Ende ging und die bösen Frühlingswinde daherbrausten, bliesen sie auch das Lebensflämmchen des Großvaters aus. Es hatte nicht viel gebraucht. Von Woche zu Woche war er hinsülliger geworden, und eines Tages schlummerte er hinüber, ohne Not und ohne Kampf. Man hatte das Ereignis vorausgesehen. Nun es sich erfüllt hatte, wollte doch niemand glauben, daß der Großtäti seine Augen für immer geschlossen hatte.

Das Blättlein brachte die schwarzumränderte Anzeige und dazu noch einen freundlichen Nachruf. Das ganze Tal nahm Anteil am Heimgang des alten Bauern auf dem „Lärchenhubel“. Als der Zug mit dem Toten hinunter nach Kirchmatten kam, schlossen sich von der Straße her immer mehr Leute ihm an, so daß es ein stattliches Begräbnis wurde. In der Kirche rollte der Pfarrer die Geschichte des Verstorbenen auf, und manches wurde der jungen Generation bekannt, von dem sie nie etwas gewußt hatte. In den früheren Jahren hatte Zumstein auch eifrig am Geschick der Gemeinde teilgenommen, im Gemeinderat gesessen, mit den Sängern gesungen und, früher noch, mit den Turnern geturnt. Als guter Landwirt hatte er sich mit vielen Neuerungen abgegeben, selber Versuche und wertvolle Erfahrungen gemacht. Diese ließ er auch den andern gerne zukommen, so daß sie ihn schätzten und oft in schwierigen Fragen seinen Rat einholten. Der „Lärchenhubel“ hatte ihm das meiste zu verdanken, und begreiflich war's, wenn der Verstorbene das nur ungern aus den Händen ließ, was ihm so manchen Schweißtropfen gekostet. Diese letzte Bemerkung glaubte der Pfarrer vor versammelter Gemeinde nicht unterdrücken zu dürfen, obwohl Fredi nachher meinte: „Mußte das um des Teufels Gewalt gesagt sein! — als ob wir dem Vater das Leben sauer gemacht hätten!“

Den Hannes freute das Wort, die übrigen regte es wenig auf.

Nach der kirchlichen Feier trat man auf den Kirchhof hinaus. Die nächsten Verwandten und viele, die den alten Zumstein noch gut gekannt hatten, umstellten das Grab. Es war mit schönen Kränzen und Palmzweigen geschmückt. Gritli hatte Mühe, den Schmerz nicht in laute Klagen ausbrechen zu lassen, und schließlich wußten sie alle, was sie an ihrem Großvater verloren hatten.

Dann zog man hinüber ins „Schäfli“ zum Totenmahl. Von auswärts waren etliche Verwandte und Bekannte gekommen, aus dem „Lärchenhubel“ fehlte nur die Magd Lisette. Es mußte doch jemand das Haus hüten. Ein Nachbar kümmerte sich um das Vieh im Stall. So war es Hannes möglich geworden, dem alten Bauer, dem er just im letzten Halbjahr so nahe gekommen war, das letzte Geleite zu geben.

Fredi hatte es als gewandter Gesellschafter übernommen, die Gäste willkommen zu heißen und ihnen für alle Teilnahme herzlich zu danken, auch für die Liebe und alles Gute, das sie dem Großvater in den letzten Monaten und auch früher in so reichlichem Maße erwiesen hatten.

Es war eine stille, nachdenkliche Versammlung. Man getraute sich kaum mit den Gläsern anzuschlagen, und wenn eine Gabel auf dem Teller klirrte, schaute man um.

Gritli konnte sich der Erinnerung nicht erwehren, die es mit diesem Saale verband. Dort hinten in der Ecke hatte es mit Mario und Surrli gesessen, als sie es an den Markt eingeladen hatten, und dort oben, auf der Galerie, hatte die Musik gespielt. Was war das für ein Getümmel gewesen! Und jetzt! So warf das Leben Dinge zusammen, die nie und nimmer zusammengehörten.

Auch Hannes kämpfte mit seinen Gedanken. Er sah sich wieder unter der Türe stehen, den Blick gerichtet in den Winkel, in dem die Ingenieure Gritli in die Mitte genommen hatten. Wie lustig war es gewesen!

Gegen vier Uhr wurde die Tafel aufgehoben. Etliche mußten auf die Bahn und wieder nach Hause fahren. Ein Grüpplein blieb unten in Kirchmatten, während die Leute vom Lärchenhubel in einem zweispännigen Breal bergwärts fuhren. Fredi hatte für alles gesorgt.

(Fortsetzung folgt.)